



Victor Hugo
Der Glöckner
von
Notre-Dame

insel taschenbuch

Paris im ausgehenden 15. Jahrhundert: Die Kathedrale von Notre-Dame wird zum Schauplatz einer verhängnisvollen Affäre. Die junge, verführerische Zigeunerin Esmeralda, der diabolische Dompropst Claude Frollo und der verwachsene, häßliche Glöckner von Notre-Dame Quasimodo stehen im Mittelpunkt der dramatischen Geschehnisse.

Der Glöckner von Notre-Dame wurde bei Erscheinen 1831 sofort ein sensationeller Erfolg und machte Hugo zu einem der meistgelesenen und einflußreichsten Schriftsteller Frankreichs.

Victor Hugo wurde am 26. Februar 1802 in Besançon geboren und starb am 22. Mai 1885 in Paris.

insel taschenbuch 3537
Victor Hugo
Der Glöckner von Notre-Dame



Victor Hugo
Der Glöckner von
Notre-Dame

Aus dem Französischen
von Else von Schorn

Insel Verlag

insel taschenbuch 3537

Erste Auflage 2010

Insel Verlag Berlin

© Insel Verlag Leipzig 1914

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35237-2

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

*Der Glöckner
von Notre-Dame*

VORREDE

Als der Verfasser dieses Buches vor einigen Jahren Notre-Dame besuchte, oder besser gesagt, darin herumspürte, fand er in einem dunklen Winkel des einen Turmes das in die Mauer eingegrabene Wort:

ΑΝΑΓΚΗ.

Die großen griechischen Buchstaben, die ziemlich tief aus dem Stein herausgeholt und vom Alter geschwärzt waren, irgend etwas in ihrer Form und Stellung, das, wer weiß warum, an gotische Schreibart gemahnte, gleich, als wollten die Schriftzeichen künden, daß eine Hand des Mittelalters sie dorthin geschrieben, vor allem aber ihr düsterer, geheimnisvoller Sinn, machten tiefen Eindruck auf den Verfasser.

Wer mochte wohl die gepeinigte Seele gewesen sein, die nicht von der Welt hatte scheiden wollen, ohne dieses Mal des Verbrechens oder des Unglücks an der Stirn der alten Kirche zurückzulassen? So fragte er sich und versuchte es zu erraten.

Seitdem hat man die Mauer abgekratzt oder angestrichen – ich weiß nicht mehr, was von beiden –, und die Inschrift ist verschwunden. So treibt man es seit bald zwei Jahrhunderten mit den wunderbaren Kirchen des Mittelalters. Von allen Seiten drohen ihnen Verstümmelungen, von außen und von innen her. Der Priester streicht sie an, der Architekt kratzt sie ab, und endlich kommt das Volk und reißt sie nieder.

So ist außer dem vergänglichem Denkmal, das ihm hier der Verfasser weiht, heute keine Spur von dem geheimnisvollen,

in den dunklen Turm von Notre-Dame eingegrabenen Wort geblieben, keine Spur von dem unbekanntem Schicksal, das es so traurig bezeichnet. Der Mann, der das Wort in die Mauer schrieb, ist vor Jahrhunderten dahingegangen; nun ist auch das Wort an der Mauer der Kirche ausgelöscht, und die Kirche selbst wird bald vom Erdboden verschwinden.

Aus diesem Wort aber ist dieses Buch entstanden.

Februar 1831

ERSTES BUCH

1. DER GROSSE SAAL

Heute vor dreihundertachtundvierzig Jahren, sechs Monaten und neunzehn Tagen geschah es, daß die Pariser beim Getöse aller Glocken erwachten, die in den drei Bereichen der Altstadt, der Neustadt und der Universitätsstadt mit vollem Schwunge läuteten.

Ein Tag aber, dessen die Geschichte gedenkt, ist der 6. Januar 1482 nicht. Das Ereignis, das die Glocken und die Bürger schon früh am Morgen in Bewegung setzte, hatte nichts Bemerkenswertes an sich. Es war weder ein Angriff von Pikarden oder Burgundern noch eine Prozession mit einem Reliquienschrein, noch eine Bierrevolution der Scholaren, noch ein Einzug ›unsres hochgefürchteten Herrn Königs‹, nicht einmal ein hübsches Baumeln von Spitzbuben und Spitzbübinnen auf einer Pariser Richtstatt. Es war auch nicht der im fünfzehnten Jahrhundert so übliche Galaeinzug irgendeiner Gesandtschaft. Vor kaum zwei Tagen erst war die letzte Kavalkade dieser Art in Paris eingezogen, die flämischen Gesandten, die beauftragt waren, die Heirat zwischen dem Dauphin und Margarete von Flandern abzuschließen. Dem Herrn Kardinal von Bourbon bereiteten sie großen Verdruß; denn um sich dem König gefällig zu zeigen, hatte er dieses bäuerliche Gewühl flämischer Bürgermeister mit guter Miene empfangen und in seinem Palast mit einer ›gar schönen Moralität, Sottise und Posse‹ unterhalten müssen, während strömender Regen vor der Tür seine prächtigen Teppiche überflutete.

Die Doppelfeier von Heilige Drei Könige und dem Narrenfest, die seit undenklichen Zeiten an ein und demselben

Tage begangen wurden, war es, die am 6. Januar ›alles Volk von Paris in Bewegung setzte‹, wie Jean de Troyes sagt.

An jenem Tage sollte auf dem Grève-Platz ein Freudenfeuer brennen, an der Kapelle von Braque ein Maibaum gepflanzt werden und im Justizpalast ein Mysterium zu sehen sein. Das hatten am Tage vorher die Leute des Vogtes in schönen Röcken aus veilchenblauem Kamelott mit großen weißen Kreuzen auf der Brust unter Trompetenklang an den Straßenecken verkündet.

So waren die Häuser und Läden geschlossen, und die Menge der Bürger und Bürgerinnen strömte seit der Frühe von überall her nach einem der drei bezeichneten Schauplätze. Jeder hatte seine Wahl getroffen; den einen zog es zum Freudenfeuer, den andern zum Maibaum, den dritten zum Mysterium. Zum Lobe des altüberlieferten gesunden Menschenverstandes der Pariser Maulaffen sei gesagt, daß weit aus der größte Teil dieser Volksmenge entweder dem Freudenfeuer zustrebte, das völlig der Jahreszeit entsprach, oder dem Mysterium, das unter Dach und Fach im großen Saal des Justizpalastes dargestellt werden sollte, während sich die Schaulustigen darin einig waren, den armen, karg erblühten Maibaum auf dem Friedhof der Kapelle von Braque allein unter dem Januarhimmel schaudern zu lassen.

Das Volk staute sich besonders in den Zugängen zum Justizpalast; denn man wußte, daß die vor zwei Tagen eingetroffenen flämischen Gesandten die Absicht hatten, der Aufführung des Mysteriums und der Wahl des Narrenpapstes, die auch im großen Saale vor sich gehen sollte, beizuwohnen.

Es war an jenem Tage nicht leicht, in diesen großen Saal einzudringen, obwohl er damals in dem Rufe stand, der größte gedeckte Raum der Erde zu sein. Der Platz vor dem

Palast mit dem sich drängenden Volke bot den Neugierigen an den Fenstern den Anblick eines Meeres, in das fünf oder sechs Straßen gleich ebenso vielen Flußmündungen jeden Augenblick neue Fluten von Köpfen ergossen. Die Wogen der Menge, die sich beständig vergrößerten, brachen sich an den Häuserecken, die sich hier und dort wie Vorgebirge in das unregelmäßige Becken des Platzes vorschoben. Die große Treppe in der Mitte der hohen gotischen Fassade des Palastes, auf der ein doppelter Strom unermüdlich hinauf und hinunter zog und, nachdem er am Treppenabsatz gebrandet, sich in großen Wogen über ihre beiden seitlichen Abhänge ergoß, die große Treppe, sage ich, rieselte unaufhörlich in den Platz hinunter, gleich einem Wasserfall in einen See. Das Trampeln der tausend Füße, das Rufen, das Lachen erzeugten ein großes Getöse und ein großes Geschrei. Von Zeit zu Zeit steigerte sich dieses Geschrei und Getöse; die Strömung, die die ganze Menge gegen die große Treppe trieb, flutete zurück, wurde unruhig und wirbelte. Daran war der Puff eines Schützen schuld, oder das Pferd eines Wachtmeisters von der Vogtei hatte ausgeschlagen, um die Ordnung herzustellen – eine bewundernswerte Überlieferung, die sich von der Vogtei auf die Strickreiter, von den Strickreitern auf die Gendarmen und von den Gendarmen auf die heutigen Schutzleute vererbt hat.

An den Türen, an den Fenstern, an den Dachluken, auf den Dächern wimmelte es von Tausenden braver Gestalten, stille ehrliche Bürger, die sich damit begnügten, den Palast und die Volksmenge zu betrachten; denn es gibt der Leute viele in Paris, die schon das Schauspiel der Schaulustigen befriedigt, und eine Mauer, hinter der etwas vorgeht, ist für uns schon eine große Merkwürdigkeit.

Wenn es uns, den Menschen von 1830, gegeben wäre, uns

in Gedanken unter diese Pariser des fünfzehnten Jahrhunderts zu mischen, wenn wir, gestoßen, gezerzt, gequetscht, mit ihnen in den ungeheuren, am 6. Januar 1482 aber so engen Saal des Palastes eindringen könnten, so würden wir ein ebenso interessantes wie reizvolles Schauspiel vor Augen haben und ausschließlich von so alten Dingen umgeben sein, daß uns alles neu erschiene.

Ist der Leser damit einverstanden, so wollen wir versuchen, den Eindruck wiederzugeben, den wir gemeinsam empfunden haben würden, wenn wir miteinander im Gewühl dieser mit Wams, langem Männerrock oder enganliegendem Frauengewand bekleideten Menschheit die Schwelle des großen Saales überschritten hätten.

Nun denn! Im ersten Augenblick nur Blendung und Ohrenbrausen; über unsern Köpfen ein doppeltes Kreuzgewölbe, mit geschnitztem Holzgetäfel verkleidet, mit goldenen Lilien auf himmelblauem Grunde bemalt; unter unsern Füßen ein Estrich aus schwarzem und weißem Marmor; wenige Schritte von uns ein ungeheurer Pfeiler, weiterhin noch einer und wieder einer; im ganzen sieben Pfeiler in der Länge des Saales, die in der Mitte seiner Breite die Rippen des doppelten Gewölbes stützen; um die ersten vier Pfeiler herum die Buden der Kaufleute, in denen es von Glas und anderer Jahrmarktsware glitzert; um die letzten herum eichene Bänke, die von den Hosen der Kläger und den Talaren der Anwälte blankgescheuert sind; rings an den hohen Wänden des Saales, zwischen den Türen, den Fenstern, den Pfeilern, die unendliche Reihe der Standbilder aller Könige von Frankreich von Faramund an; die trägen Könige mit hängenden Armen und niedergeschlagenen Augen; die tapferen und kriegerischen Könige mit kühn zum Himmel erhobenen Häuptern und Händen; hohe tausendfarbige Spitzbogen-

fenster; an den großen Ausgängen reichgeschnitzte Türen, und das Ganze – Wölbungen, Pfeiler, Mauern, Fensterrahmen, Getäfel, Türen und Bildsäulen – von oben bis unten mit strahlender blau und goldener Bemalung bedeckt, die schon zur Zeit, da wir sie sehen, etwas nachgedunkelt war und im Jahre des Herrn 1549, als du Breul noch die herkömmliche Bewunderung über sie äußerte, fast ganz unter Staub und Spinnweben verschwunden war.

Wenn man sich nun diesen ungeheuren länglichen Saal im fahlen Lichte eines Januartages vorstellt, erfüllt von einer bunten, lärmenden Menge, die sich an den Wänden entlang-schiebt und die sieben Pfeiler umwogt, so hat man schon eine verworrene Vorstellung von der Gesamtheit des Gemäldes, dessen merkwürdige Einzelheiten wir versuchen wollen noch genauer zu schildern.

Soviel ist gewiß: Wenn Ravaillac nicht Heinrich den Vierten ermordet hätte, dann wären keine Akten vom Prozeß des Ravaillac in der Kanzlei des Justizpalastes niedergelegt; dann hätten keine Mitschuldigen den Wunsch gehabt, die besagten Akten verschwinden zu sehen; folglich wären auch keine Brandstifter in Ermangelung besserer Mittel genötigt gewesen, um der Akten willen die Kanzlei und um der Kanzlei willen den Justizpalast zu verbrennen; kurz, der Brand von 1618 hätte nicht stattgefunden. Der alte Palast mit seinem alten großen Saale stände noch, und ich könnte zum Leser sagen: Gehe hin und sieh ihn dir an.

Mir wäre dann erspart geblieben, die übliche Beschreibung zu machen, und ihm, sie zu lesen – ein Beweis für die neue Wahrheit, daß große Ereignisse unberechenbare Folgen haben.

Freilich ist es nicht ausgeschlossen, einmal, daß Ravaillac gar keine Mitschuldigen hatte, zum andern, daß, wenn er

welche hatte, sie an dem Brand von 1618 unschuldig waren. Es gibt zwei andere sehr annehmbare Erklärungen: erstens der große flammende Stern, der, einen Fuß lang und eine Elle breit, am 7. März nach Mitternacht vom Himmel herab auf den Palast fiel, zweitens der Vierzeiler des Théophile:

Fürwahr, das war ein schlechter Spaß,
 Als Justitia so gepfefferte Sporteln fraß,
 Daß das Feuer ihr ist aus dem Rachen gebrochen
 Und hat ihr den ganzen Palast angestochen.

Wie man nun auch über diese dreifache – politische, physikalische und poetische – Erklärung des Brandes von 1618 denken mag, die traurige Tatsache des Brandes bleibt bestehen.

Dank dieser Katastrophe, vor allem aber dank den vielen aufeinanderfolgenden Wiederherstellungen, die zugrunde richteten, was der Brand verschont hatte, ist heute von dieser ersten Behausung der Könige von Frankreich nur noch wenig übriggeblieben, wenig erhalten von diesem Palast, der älter ist als der Louvre, der schon zur Zeit Philipps des Schönen so alt war, daß man an ihm nach den Spuren der prächtigen Gebäude suchte, die von König Robert errichtet und von Helgaldus beschrieben wurden. Fast alles ist verschwunden. Was ist aus dem Zimmer der Kanzlei geworden, wo Ludwig der Heilige ›seine Heirat vollzog‹? was aus dem Garten, wo er Recht sprach, ›gekleidet in einen Rock aus Kamelott, einen ärmellosen Überrock aus Tirtey* und darüber einen Mantel aus schwarzem Zindel, auf Teppichen ruhend, neben ihm sein Freund Joinville‹? Wo ist das Zimmer von Kaiser Sigismund? wo das von Karl dem Vierten?

* halb Wolle, halb Leinen

wo das von Johann ohne Land? Wo ist die Treppe, von der aus Karl der Sechste sein Gnadenedikt verkündete? wo die Steinplatte, auf der Marcel vor den Augen des Dauphin Robert von Clermont und den Marschall der Champagne erwürgte? wo das Pfortchen, das die Bullen des Gegenpapstes Benedikt zerreißen und ihre Überbringer, zum Spott mit Mitra und Stola bekleidet, wieder hinausgehen sah, um durch ganz Paris einen Bußgang zu tun? und wo der große Saal mit seinem Blau und Gold, seinen Spitzbogen, seinen Standbildern, seinen Pfeilern, seiner ungeheuren, ganz mit Schnitzereien überzogenen Wölbung? und wo das Goldene Zimmer? und der Löwe vom Thron Salomonis, der in der demütigen Stellung gebildet war, die der Kraft im Beisein der Gerechtigkeit gebührt? und die schönen Türen? und die schönen Fenster? und die getriebenen Beschläge? und die zierlichen Tischlerarbeiten des du Hancy? Was hat die Zeit, was haben die Menschen mit diesen Wundern gemacht? Was hat man uns zum Ersatz für diese ganze gallische Geschichte, für diese ganze gotische Kunst gegeben? Zum Ersatz für die Kunst die schweren, drückenden Wölbungen des Herrn de Brosse; zum Ersatz für die Geschichte die geschwätzigten Erinnerungen des ›Gros Pilier‹, in denen mönchischer Altweiberklatsch widerklingt.

Das ist wenig genug. – Laßt uns in den echten alten Saal des echten alten Palastes zurückkehren.

An dem einen Ende dieses riesigen Rechtecks stand der berühmte Marmortisch, der so lang, so breit und so stark war, daß man noch nie auf Erden ›dergleichen Happen Marmor sah‹; so sagen die alten Akten in einem Stil, bei dem Gargantua der Mund wässerig geworden wäre. Am andern Ende war die Kapelle, in der sich Ludwig der Elfte, vor der Madonna kniend, in Stein hatte bilden lassen und in die er,

unbesorgt um zwei leere Nischen in der Reihe der Königsstatuen, die Bildsäulen von Karl dem Großen und Ludwig dem Heiligen versetzt hatte, zwei Heiligen, denen er großen Einfluß im Himmel zutraute, da sie Könige von Frankreich gewesen waren. Diese noch neue Kapelle, die man vor kaum sechs Jahren gebaut hatte, war ganz im Geschmack der reizenden zierlichen Architektur und wunderbaren tief und fein gemeißelten Ornamentik gebildet, die bei uns das Ende der Gotik kennzeichnen und bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in den märchenhaften Phantasien der Renaissance fortleben. Die kleine durchbrochene Rosette über der Tür war ein Meisterwerk von Anmut und Zartheit; man hätte sie einem Stern aus Spitzen vergleichen können.

In der Mitte des Saales gegenüber der großen Tür hatte man für die flämischen Gesandten und die andern wichtigen Persönlichkeiten, die zur Vorstellung des Mysteriums geladen waren, eine mit Goldbrokat verkleidete Estrade aufgeschlagen, die sich an die Mauer lehnte und der man durch ein Fenster, das auf den Gang des Goldnen Zimmers führte, einen eignen Eingang geschaffen hatte.

Auf dem Marmortisch sollte, wie üblich, das Mysterium dargestellt werden. Er war schon früh am Morgen dazu hergerichtet worden. Seine köstliche Platte, die von den Absätzen der Basoche* verkratzt war, trug ein ziemlich hohes Brettergehäuse, dessen obere Fläche den Blicken des ganzen Saales offen lag und zur Bühne bestimmt war, während sein Inneres, das man mit Teppichen verhängt hatte, den Schauspielern als Garderobe dienen sollte. Eine Leiter, die höchst unbefangen außen an der Bühne lehnte, sollte die Verbindung zwischen der Szene und der Garderobe herstellen, und

* die Schreiber des Pariser Parlaments